

Hans-Olaf Henkel
und
die CDU-Mittelstandsvereinigung
Sind seine „klaren Worte“ wirklich klar?

Gedanken aufgrund eines Vortrages über die Staatsverschuldung
am 4. November 2010 in Neustadt a. Rbge.

Von
Tristan Abromeit
November 2010

86.3.1

Motivation und Hintergrund des Verfassers

86.3.1.1

Der Spender kam mit einem Leierkasten
Neustädter Presse vom 28. 12. 1970

Enquête-Kommision des Deutschen Bundestages
Zur Wachstumsproblematik
Antrag und Begründung der Fraktionen von Bündnis 90/ Die Grünen und SPD
aus **Zeitschrift für Sozialökonomie** 166./167 Folge, 2010
www.sozialoekonomie.de

Von der Außenseiterrolle in der Sozialökonomie

Selbstverständlich bin ich mit meiner Argumentation - zusammen mit einer kleinen Minderheit von Menschen beider Geschlechter und unterschiedlicher sozialer Herkunft und ideenmäßiger Einbindung – noch in einer Außenseiterrolle. Um es mit der militärischen Sprache ¹ auszudrücken. Wir befinden uns in einer Festung, die von Heerscharen sich untereinander bekriegender Andersdenkender belagert wird. Die Andersdenkenden sind nur insofern und solange eine Einheit, wie das Ringen um das Monopol der ökonomischen Deutungshoheit keinen eindeutigen Sieger präsentiert. Sie sind sich nur in einem Punkt einig, daß der Festungsmannschaft keine Mitwirkung an der Deutung ökonomischer Probleme zugestanden werden soll, weil sich sonst ihr Kampf außerhalb der Festung als falsch und sinnlos erweisen könnte. Aber die hier angedeutete Festungsmannschaft hat schon härtere Zeiten erlebt, wo sie dachte, sie würden den Durst und den Hunger nicht überstehen. Inzwischen haben sie Tunnel gebaut, durch den sie geistigen Proviant und personellen Zulauf erhalten. Die Irritationen unter den verfeindeten Mannschaften außerhalb der Festung nehmen zu. Der Zeitpunkt, wo Verteidiger der einen Sicht und die Verneiner dieser anderen Sicht zusammen ein Friedensfest feiern werden, erscheint in erlebbare Nähe gerückt zu sein.

Es geht nicht um Parteipolitik

In meiner gedanklichen Auseinandersetzung mit Hans-Olaf Henkel und der CDU-Mittelstandsvereinigung habe ich ja versucht, deutlich zu machen, daß es mir nicht um Parteipolitik geht. Da mir eingefleischte Parteisoldaten das natürlich nicht so abnehmen können, habe mir überlegt, wie ich unvermeidbare Abwehrreaktionen ausbremsen kann. Bei der Suche nach einem älteren Beitrag zum Thema Stiftungen kam mir ein Leserbrief vor die Augen, in dem ich so richtig runter geputzt werde. Es stellte sich die Frage ein: „Womit hast du dir diesen Rüffel verdient?“ Ich stieß dann auf eine Auseinandersetzung per Leserbriefe, die im Jahre 1986 in der Neustädter Zeitung stattgefunden hat. Dort sind die Gewerkschaften, die SPD und die GRÜNEN Gegenstand meiner Betrachtung, für die ich mir damals verbale Prügel eingehandelt habe. Mir kam der Gedanke, diese Auseinandersetzung als Kontrapunkt zu meinen (unter der Nr. 86.0) vorliegenden Betrachtungen als Dokumentation anzuhängen. So kann man sehen, daß ich nicht in dem bevorstehenden Wahlkampf (Bürgermeisterwahl und Wahl des Rates) für eine Seite Punkte sammeln möchte. Da die Leserbriefe auch mit Namen verbunden sind, habe ich kurz überlegt, ob ich diese unkenntlich machen sollte. Ich kam zum Schluß, daß

1 Pazifistische Redewendungen fallen mir keine passenden ein.

es öffentliche Äußerungen sind, die zwar die Meinung der Betroffenen zum damaligen Zeitpunkt ausdrücken, aber für die Betroffenen nichts ehrenrühriges enthalten. Außerdem gebe ich insbesondere Wilfried Müller und Dieter Strege (Alois Bahne kenne ich persönlich nicht.) Gelegenheit, in einer weiteren Datei ihre heutige Sicht darzustellen. Daß die Genannten sich mit ihren jeweiligen Ein- und Ansichten gut und ausdauernd in die Arbeit des Rates der Stadt Neustadt eingebracht haben, steht für mich außer Zweifel.

Der Erfolg wird sichtbar

Daß die kleine Zahl der Vertreter der Freiwirtschaftsschule (die auch unter anderen Namen gehandelt wird) ohne öffentliche Gelder und ohne Spenden aus dem Gewerkschafts- und Unternehmerumfeld letztlich doch gute Arbeit geleistet hat, zeigt sich z. B. daran, daß die Fraktionen von Bündnis 90/ DIE GRÜNEN im Bundestag eine Enquête-Kommission zur Klärung der Ursachen des Wachstumszwanges beantragen. Es wird vermutet, daß zwischen Wachstum, Zins und Geld ein Zusammenhang besteht. Ein wesentliches Anliegen der Freiwirtschaftsschule wird damit aufgegriffen. Selbstverständlich ist nicht zu erwarten, daß ein inhaltlicher Zusammenhang zwischen dieser Ökonomieschule und den Themen dargestellt wird. Darauf kommt es letztlich auch nicht an. Der Bericht dazu befindet sich am Schluß dieser Seiten. Ein Durchbruch in der Abwehrfront ist das lange noch nicht.

Über meine Selbstwahrnehmung

Ich bin mir ziemlich sicher, daß ich mit meinem Anliegen, meiner Sichtweise und der Darstellung richtig liege. Und ich habe schon in Kindertagen gelernt, meine Wahrheit gegen die Wahrheiten von Mehrheiten zu verteidigen. Andererseits haben meine Eltern mit ihrem Friseur- und Fotogeschäft sehr darauf geachtet, daß wir Kinder – besonders ich – nicht unangenehm auffällig wurde(n), weil das schlecht für das Geschäft gewesen wäre. Außerdem standen wir als Mitglieder einer konfessionellen Minderheit besonders unter Druck, schön brav zu sein. Hier mögen die Skrupel ihre Ursache haben, die mich manchmal beim Schreiben überkommen. Ich denke dann, daß alles zu anmaßend, zu bombastisch, zu wenig theoretisch abgesichert - und was weiß ich – ist. Ich denke dann, daß ja jeder, der meine Texte liest, es freiwillig tut und wenn sie ihm nicht zugänglich sind oder unglaubwürdig erscheinen, sie zur Seite legen oder wegklicken kann. In einzelnen Punkten kann ich sachlich durchaus daneben liegen. Aber es ist ja nicht so, daß nur ein richtiger Gedanke eines anderen beim durchdenken des eigenen Gedankens weiterhilft. Eine Unstimmigkeit kann das Denken beflügeln, weil sie Wi-

derspruch weckt.

Ökonomie ohne Mathematik?

Die eine Leserin oder der andere Leser mag sich wundern, daß ich über die Ökonomie schreibe und keine mathematischen Formeln verwende – wo doch die Wirtschaftswissenschaften heute den Eindruck machen, sie seien Übungsfelder für das Mathematikstudium. Das liegt daran, daß ich als Volksschüler auf dem Lande in der Kriegszeit nur die vier Grundrechenarten und Deutsch (und das noch mangelhaft) vermittelt bekommen haben. Kartoffelkäfer zur Nahrungssicherung und Blätter sowie Kräuter für die „Helden“ an der Front zu sammeln, waren unsere Hausaufgaben. Der beschriebene Mangel hat aber auch seine Vorteile. Mit einem Gedanken, der in Worte gefaßt wird, kann man nicht so leicht täuschen oder eine Logik demonstrieren, wo keine vorhanden ist. Unter dem Bemühen genau zu sein, leidet manchmal aber die glatte Lesbarkeit meiner Sätze.

Ich muß ein Mensch ohne Verstand und Gefühl sein

Nach dem Leserbrief von Klaus Soltmann, dessen Wiedergabe im Text 86.3.2 folgt, bin ich ein Mensch ohne Verstand und ohne Gefühl für die Interessen, Sorgen und Nöte der abhängig Beschäftigten. Nun, wenn einer aufgrund von Voreingenommenheiten und Klischees nicht verstehen kann, daß der andere eine effektivere Hilfe für abhängig Beschäftigte schaffen will, kommt leicht zu dem Schluß, daß der Schreiber und nicht der Leser keinen Verstand hat.

Berechtigungsnachweis

Es gab ja bei uns eine Zeit, da war es für den Nachweis der Glaubwürdigkeit nützlich, wenigstens auf den Arbeiterstatus des Vaters oder des Großvaters hinweisen zu können. Auch wenn ich dieses Gehabe schon immer als ideologischen Krampf betrachtet habe, brauche ich einen solchen Nachweis nicht. Ich war Arbeiter und „abhängig Beschäftigter“. Zwischen meiner Zeit als Fotografenlehrling wider Willen² bei meinem Vater -1948, 14-jährig, kurz nach der Währungsreform beginnend – und dem Beginn des Studiums am 1. Oktober 1964 an der Akademie für Wirtschaft und Politik (nach bestandener Aufnahmeprüfung) gab es für mich das Studium generale der Arbeit – teils weil der Magen gefüllt sein wollte, teils weil Bil-

2 In der Aussage ist kein Vorwurf enthalten, 1. haben meine Eltern damals traditionell entschieden, der Sohn führt das fort, was der Vater begonnen hat - außerdem ist mein Vater gleich am Kriegsbeginn Invalide geworden - und zweitens hat er vernünftig entschieden, weil mein Berufswunsch Seemann zu werden, 1948 noch etwas Irrationales hatte. Die Handelsflotte war kriegsbedingt geschrumpft und es sah nicht nach einer Expansion der deutschen Seefahrt aus.

ditionsschranken geschlossen waren, teils aus Gefälligkeit und Hilfsbereitschaft, aber immer begleitet von Sehnsüchten und Neugierde auf das, was da kommen würde. Neben den Ausbildungen zum Matrosen in der Seeschifffahrt und zum Bankkaufmann gab es Arbeitseinsätze im Bergbau, der Landwirtschaft, der Industrie, im Handel, Handwerk, Baugewerbe, Binnenschifffahrt, als Tagelöhner und in geschlossenen Erziehungsheimen (die ich damals schon problematisch fand). Bildungstankstellen in dieser Zeit waren für mich das Internationale Freundschaftsheim in Bückeburg, die Bäuerliche Heimvolkshochschule in Rastede, die Ländliche Heimvolkshochschule in Mariaspring bei Göttingen, verschiedene Abendvolkshochschulen und ein Kurs in einer privaten Handelsschule in Bremen.

Das Studium und die prekäre Zeit danach

Das Studium von Oktober 1964 bis Oktober 1966 war eine notwendige und bereichernde Erfahrung mit einer Dozentenschaft, die bemüht war, uns Studenten viel mitzugeben. Es war aber auch eine enttäuschende und schwierige Zeit, enttäuschend, weil meine hohe Erwartung vom Arbeiterstatus aus gesehen an die Wissenschaft enttäuscht wurden. Uns wurde zwar eingebläut, daß wir wissenschaftlich zu arbeiten hätten und Wertungen von Erkenntnissen zu unterscheiden hätten, doch hatte ich besonders in der Volkswirtschaftslehre häufig das Gefühl in einem Priesterseminar zu sitzen. Meine Fragen die ich in der Hoffnung auf Antworten mit ins Studium gebracht hatte, lagen offensichtlich in einer Tabuzone. Ich fühlte mich so, wie sich ein weißer Raabe unter lauter schwarzen fühlen muß.

Da ich schon vor mehreren verschlossenen Bildungstoren gestanden hatte, habe ich den Bescheid über die bestandene Aufnahmeprüfung an der AWP wie einen Lottogewinn empfunden. Meine damalige Freundin und spätere Frau – die kurz vor dem Ende ihres Anerkennungsjahres als Sozialarbeiterin stand, sagte: „Laß uns heiraten. Ich arbeite dann und du kannst in Ruhe studieren.“ So wollten wir es denn auch machen. Sie hatte ein Arbeitsangebot mit Wohnung gefunden. Und es sollte wie geplant losgehen. Und dann? Schwangerschaft, Zwillinge, ein Kind behindert, keine Wohnung, kein Einkommen, bevor das Studium zu Ende war, war das dritte Kind da. Die Pille gab es noch nicht oder wurde von meiner Frau abgelehnt. Die Verwandtschaft hat uns durch die schwere Zeit geholfen. Die Hoffnung war, daß mit dem Examen alles besser würde. Ich hatte nur die bescheidenen Wünsche: Eine Wohnung und das Brot für die Familie und eine Arbeit, in der ich nicht gegen meine Überzeugungen wirken muß. Ich wäre gerne in die Erwachsenenbildung gegangen, um das weiterzureichen, was ich dort empfangen habe. Ich hatte auch eine mündliche Zusage für eine Anstellung. Die

erste Rezession der Nachkriegszeit 1966 mit den Kürzungen der staatlichen Mittel in der Erwachsenenbildung machten dann die Hoffnung zunichte. Bei späteren Bewerbungen in diesem Bereich zeigte es sich mir, daß man zur richtigen Zeit, am richtigen Ort das richtige Parteibuch haben muß. Bei diversen anderweitigen Bewerbungen zeigte sich dann, daß ich nicht das „richtige“ Profil hatte.

Wir sind dann, um wenigstens das Wohnungsproblem zu lösen und die Familie wieder zusammenzuführen nach Bremerhaven gezogen, weil uns dort ein kleines Haus (hinter dem eigentlichen Haus) angeboten wurde. Arbeitsmäßig war das eine Pleite, weder als Bankkaufmann noch als Hilfsarbeiter konnte ich dort eine Arbeit finden. Das Studium wurde als Malus gewertet. Merkwürdigerweise waren Arbeitskräfte im sozialen Bereich eine Mangelware. Als die Stelle für die Leitung eines Altenheimes ausgeschrieben wurde, gab es nur zwei Bewerbungen, die eine davon war meine. Das kommunale Auswahlgremium entschied sich für den anderen Bewerber, der schon ein kleines Heim geführt hatte. Hinterher wurde mir zugetragen, daß man sich für den falschen Kandidaten entschieden hätte. Für mich ein schlechter Trost. Ich war inzwischen als Klinkenputzer für die Versicherung *Iduna Sterbehilfe* tätig. Hier habe ich mich zu sehr auf die Probleme der Kunden eingelassen, auch konnte ich die Politik nicht aus meinem Kopf verbannen, weil der ganze ökonomische Wahnsinn, der hier betrieben wurde (und noch wird), mich damals schon aufregte. Die Folge war, daß ich die Zielvorgaben für die Neuabschlüsse nicht erreichte. Hohe Kosten durch die Fahrten in einem riesigen Gebiet, das von Bremerhaven bis nach Delmenhorst führte und zu kleine Erträge. Wenn meine damalige Frau nicht in Teilzeit als Sozialarbeiterin hätte arbeiten können, wären wir wirtschaftlich vor die Hunde gegangen. Ich habe dann von Bremerhaven aus mein Glück auf einer Hochbaustelle in Bremen als Drahtflechter gesucht. Da der Aufwand und Ertrag ein Plus-minus-Null ergab, bin ich dann in einer Betonfabrik vor den Toren Bremerhavens gelandet.³ Danach bin ich als Wirtschaftsflüchtling in Hannover gestrandet und meine Frau ist mit der auf vier angewachsene Kinderschar zu ihren Eltern nach Hessen gezogen.

Hannover und die sich entwickelnden Kopfschmerzen

Im Mai 1969 wurden in Hannover Bankkaufleute gesucht, das war nicht meine Wunschtätigkeit, aber die Möglichkeit, ein Einkommen zu erzielen. Merkwürdigerweise erlebte ich hier, daß mich eine Bausparkasse verklagen wollte, weil ich mich für die Nord LB entschieden hatte und nicht für sie. Mein Selbstwertgefühl lag zu diesem Zeitpunkt am Boden. Als ich vor

³ Spuren dazu sind auszumachen in: „In diesem Betrieb steckt der Wurm“ (Jahreswechsel 1968 / 69 und die Antwort des Betriebsrates. <http://www.tristan-abromeit.de/pdf/OB%20Lt.%20Doku%2010.pdf>

dem Personalbüro der Nord LB saß, habe ich mich gefragt, was willst Du denn hier, was kannst Du überhaupt. Als dann ein hausinterner Bote mit seinem Aktenwagen vorbei ging, dachte ich, diese Tätigkeit wirst Du ja wohl bewältigen können. In der Nord LB war ich dann mit meinem freiwirtschaftlichen Hintergrund (den ich bei der Bewerbung nicht präsentiert, aber auch nicht verheimlicht habe und der sich bei mir in der Zeit der Lehre in den Genossenschaften ausgebildet hatte) so etwas wie ein Muslim in einer christlichen Einrichtung. Man läßt ihn zwar arbeiten – man ist ja tolerant – aber bitte nicht dort, wo es um Inhalte geht. Auch eine Teilnahme an der Ausbildung der Ausbilder im Berufsbildungszentrum Essen hat mir nicht geholfen, mich aus der beruflichen Falle zu befreien, in der ich saß. Mit der Zeit stellten sich Kopfschmerzen mit Sehbehinderungen ein, die immer häufiger auftraten. Da man mir in 1979 in der NordLB / LBS (damals eine Abteilung und nicht selbständig) glaubte, eine Halbtagsarbeit nicht bewilligen zu können, die ich haben wollte, um die Dinge zu bearbeiten, die mich wirklich beschäftigten, bin ich in den Arbeitslosenstatus gewechselt, um nicht in der Klappe zu landen. Vorher habe ich mich vergewissert, daß die Personalabteilung einen anderen bis dahin arbeitslosen Bankkaufmann einstellen würde und somit - volkswirtschaftlich gesehen - das Gesamtbeschäftigungsvolumen nicht geändert wurde. Die Zeit nach dem Ausstieg war eine der hohen Aktivität im Bereich von Alternativprojekte und auch der Parteigründung. Aber meine Erfahrungen mit Vertretern verschiedener Institutionen (aber auch mit den Dorfbewohnern) ließen in mir die Frage aufkommen, ob ich ein Donkischott (Don Quichotte)⁴ bin. Mit verschiedenen Denk- und Arbeitsansätzen war ich in der Zeit zu früh, mit anderen Projekten so dumm, auf unser Selbstbild von einer offenen Gesellschaft zu bauen und etwas in Gang bringen zu wollen, ohne bei der Kirche oder den Gewerkschaften eingebunden zu sein und ohne die erforderlichen „Drähte“ in Ministerien und Ämter zu haben..

Mardorf, das Meer und der Wald, ein Trost für die Seele, aber ...

Als ich im Herbst 1970 mit meiner ersten Frau und vier Kindern nach Mardorf kam – wir hatten ja schwere Zeiten hinter uns und waren wieder vereint – waren wir dankbar, daß uns ein „Weihnachtsmann“ am Heiligabend 100 DM brachte. Wir hatten damals ja immer mal wieder das Gefühl, mit unseren vier Kindern als Asoziale betrachtet zu werden. Es tat aber verdammt weh, durch die Spende ganz öffentlich als Bedürftige eingestuft zu werden, noch heute klingt dieser Schmerz in uns beiden nach, wenn die Zeit zur Sprache kommt. (Der Zeitungsbericht über die gute Tat, die gut gemeint war und auch tatsächlich gut war, befindet sich am Ende

41 Im Internet las ich einen Beitrag, wo sich ein älterer Arbeitsloser bei dem Versuch eine Arbeit zu finden, als Don Quischoffe vor kam.

dieses Textes.) Wenn ich heute höre und erfahre, wie viele Menschen von der Politik zu Bedürftigen gemacht werden, deren Stolz fortwährend mit Füßen getreten wird, dann kommt mir als Pazifist auch schon mal der Gedanke, daß wir unsere Politiker in einen großen Sack stecken sollten, um diesen dann mit Dreschfliegeln zu bearbeiten. Vielleicht käme ja als Ernte noch ein bißchen Erkenntnis über ihr Versagen und ein Gelöbnis heraus, es in Zukunft besser zu machen. (Dieser Satz schließt nicht aus, daß ich aus einer anderen Perspektive eine Empathie gegenüber den politischen Akteuren entwickeln kann.) Dafür, daß sich meine erste Frau später, als die unsicheren Zeiten wieder einsetzten, aus unserer Ehe verabschiedete, habe ich volles Verständnis. (Das Urteil fällt auch leicht, weil sie mir eine wertvolle Nachbarin geblieben ist.)

Als dann meine zweite Frau mit beiden Staatsexamen für das Lehramt, die Erfahrung machen mußte, daß auch diese Voraussetzungen keine Garantie für eine Arbeit sind, die einen ernähren, waren wir einmal mehr mit den heutigen Gegebenheiten des Arbeitsmarktes konfrontiert. Sie hat dann mit Behelfsjobs zum Familieneinkommen beigetragen und danach eine Ausbildung im IT-Bereich gemacht. Heute pfeift sie auf die Kultusbürokraten und die Politik. Nebenher hat sie drei Kinder geboren und groß gezogen. Aber vorher mußte sie eine weitere Erfahrung machen, nämlich, daß sie als Arbeitsvermittler beim Arbeitsamt nicht in Frage käme, weil sie mit mir verheiratet sei. Und als wir am Anfang der 80er Jahre uns aus einer abgebauten Kaufhalle (Überbleibsel eines gescheiterten Alternativprojektes) eine Hütte bauen wollten, wurde uns gesagt, als Grüne seien wir nicht kreditwürdig. Ich selber habe dann noch 47jährig eine in 1980 beginnende Umschulung zum Bootsbauer gemacht, die in 1982 mit dem Gesellen-Prüfungszeugnis endete. Für das Anstreben dieser Ausbildung kann ich ein Bündel von Motiven benennen. Hier sei nur ein Motiv benannt: Ich wollte durch Selbsterfahrung herausfinden, was damals in diesem Bildungsbereich lief und habe auch in der Lehrzeit an überbetrieblichen Lehrgängen (Holz-, Kunststoff-, Metallverarbeitung, Schweißerlehrgang) teilgenommen. Meine Erfahrungen habe ich in der Schrift „Die Freie Berufsbildungs-Assoziation“ verarbeitet. (Text 3.0) Den wesentliche Teil dieser Schrift habe ich im Internat der Landesberufsschule Schleswig-Holstein (Bootsbauerklasse) auf dem Priwall – damals dicht an der DDR-Grenze – geschrieben. Selbstverständlich habe ich mir zu der Zeit darüber Gedanken gemacht, ob meine Inanspruchnahme von öffentlichen Geldern für diese Ausbildung gerechtfertigt sind. Wenn ich mich recht erinnere, war ich damals zu dem Ergebnis gekommen, daß der ökonomische Wahnsinn, Subventionitis genannt nicht zu stoppen sei und erst im Zeitpunkt des Zusammenbruchs etwas Besseres geschaffen werden könne. Ich sah mit der Vorlage meiner Schrift die Bilanz zwischen dem Nehmen und Geben als ausgeglichen an. In 1984

habe ich die Idee entwickelt geeignete Arbeitslose zu Mitunternehmer zu machen. Der dazugehörige Text hieß: „Vom Modell Arbeiten und Lernen zum Modell Trainieren und Starten“. Ich bin überall bei den zuständigen Behörden, Ministern und Parlamentariern auf taube Ohren oder Ablehnung gestoßen. Ich habe aber trotzdem nicht das Gefühl, daß all mein Bemühen ohne Erfolg war, nur in klingender Münze oder in einer Zuwendung, die meinen Familien gut getan hätte, hat sich der Erfolg nie ausgedrückt. Wenn ich in der DDR gelebt hätte, wäre zwar meine „große Chance“ Bautzen gewesen, aber ich wäre im Westen gehört worden. Als Wessi in der alten BRD – im angeblich besten System aller Zeiten – war ich nur ein Spinner, ein Narr.

Wichtig ist mir zu bekennen, daß ich heute nicht mehr schreibend den Widerstand gegen ökonomische Unvernunft leisten würde, wenn mich nicht zweimal tüchtige Frauen zum Ehemann gewählt und die Mängel, die mein umtriebigen Streben nach Freiheit und Gerechtigkeit mit sich gebracht haben, kompensiert hätten.

Warum erzähle ich diese privaten Dinge: a) jede Aktion hat ihre Grundlage in einer Person oder mehreren. Viele Aktionen werden erst auf der Grundlage der Kenntnis von persönlichen Daten über den (die) Akteur(e) verständlich. b) Viele Parteistrategen, Verband- und Gewerkschaftsfunktionäre sitzen selber in warmen Nestern und rechtfertigen ihre politischen Programme damit, daß diese für die Armen und Benachteiligten gut wären. Obwohl sich ihre Programme über die Jahrzehnte als falsch erwiesen haben, kritisieren sie andere sozialökonomische Ansätze als abwegig und unsozial, nur weil diese nicht mit ihre abgenutzten Rasterbilder von dem, was sozial ist, abgeglichen werden können. Ich (und nicht nur ich), der die ganze Sozial-, Bildungs- und Wirtschaftspolitik für eine Pleite der Denker unserer Republik und für ein moralisches und interlektuelles Versagen der Politiker und Verbandsfunktionäre halte, argumentiere für eine andere Strategie nicht aus einer übernommenen karitativen oder sozialistischen Idee heraus – sondern aus meinen unmittelbaren Erfahrungen. In diesem Sinne sind meine relative Armut, mein Versagen und meine Mißerfolge mein Reichtum, der mich in die Lage versetzt, linke Zwangsbeglückter, rechte Irrläufer und die pensions- und renditeberechtigten Status-quo-Verteidiger mit Ordensanwartschaft in der politischen Mitte glaubhaft zu attackieren.

Zu Kompromissen und Toleranz

Der Kompromiß wird in der Politik häufig wie eine heilige Kuh behandelt. Kompromißbereit-

schaft gilt häufig als politische Weisheit, aber manchmal auch als Verrat. Kompromisse sind nur dann akzeptabel, wenn sie nicht in Folge x neue Probleme produzieren. Mir scheint unsere Gesellschaft, wie sie ist, als ein Ergebnis von Kompromissen. Jeden Tag werden neue geschlossen und die Folgeprobleme türmen sich. In den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts lernte ich Erich Reigrotzki kennen. Ich war von einem Vortrag von ihm nachhaltig beeindruckt. Er war Professor für Staatswissenschaften in Marburg. Sein politischer Einsatz galt der Einführung des Ombudsmanns und seine Kritik galt dem (von ihm so benannten) Institutionsabsolutismus, der dem Individuum die Freiheit raubt. Am 18. 9. 1991 habe ich bei ihm brieflich nachgefragt (Ich zitiere):

In der Zeitschrift "Der Dritte Weg" (7/71 und 9/91) haben sich Franz X. Laxy und Ekkehard Lindner über die mangelnde Kompromißfähigkeit der Freiwirtschaftler ausgelassen. Mich reizt es, in das Thema einzusteigen und den Kompromiß als verschleiernendes politisches Instrument, das als heilige Kuh behandelt wird, zu entlarven. Ich habe auch meine eigenen Überlegungen dazu, weiß aber, daß Sie sich in der Vergangenheit dazu geäußert haben. Ich nehme an, daß Ihre Aussagen dazu, mir helfen könnten, meine zu präzisieren. Ich finde ihren Text aber nicht mehr. Können Sie mir mit ihrer alten oder einer aktuellen Interpretation des Problemes behilflich sein. Noch besser fände ich es allerdings, wenn Sie sich selber dazu äußern würden.

Er antwortete am 20. 9. 1991, inzwischen 90jährig unter anderem:

„Und nun das Thema: Wiederum mit Goethe!

So etwa: gegen Menschen tolerant, aber völlig intolerant in der Sache. In der Politik (Bundestag) ist es meist umgekehrt: Da pöbelt man sich erst an, und fällt dann meist hinter der Scene in irgendeinen elenden Kompromiß zurück.“

Ich denke, es ist in der Tat vernünftiger, eine Entscheidung offen zu lassen, wenn eine Einigung nicht möglich ist. Es sei denn, es herrscht eine Situation vor, wie bei einem brennenden Haus, wo sich die Feuerwehrleute über die Löschrategie nicht einigen können. Hier ist eine Aufschiebung der Entscheidung bis zur mehrheitsfähigen Klärung nicht sinnvoll.

Eine freie Gesellschaft zeichnet sich aber unter anderem dadurch aus, daß in ihr gruppenbezogen verschieden Lösungswege nebeneinander gegangen werden können, damit durch den Wettbewerb ein Optimierungsdruck entsteht. Ich komme hier auf das Thema, weil es auch bei der Vorstellung neuer oder anderer theoretische Lösungsansätze keinen Sinn macht, einer vermuteten andersartigen Einstellung der Adressaten kompromißbereit entgegen zu kommen. Es hilft uns mehr, wenn uns ein Gedanke oder ein Modell kompromißlos vorgetragen wird, zu mal es sich nicht um Gesetze handelt, sondern als eines von vielen gedanklichen Filtraten, die

irgendwann in die Gesetzgebung einfließen oder einfließen könnten. Es gibt bei uns in der Republik aber zu viel Leute, die schon nervös werden, wenn ein - ihnen unangenehmer - Gedanke ausgesprochen wird. Die in solchen Fällen gebrauchte Redewendung „Die Sache muß vom Tisch!“ drückt bei Licht betrachtet, die Haltung eines Zensors aus.

Über die Einschätzung meiner jetzigen Bemühungen

Über den Erfolg meine jetzigen Bemühungen mache ich mir keine Illusionen. Wenn ich hundert Menschen mit meinem Text erreiche, kann ich froh sein, daß einer dabei ist, der verstanden hat, worum es geht. Wenn ich tausend Leser erreiche und hundert „quälen“ sich durch die Zeilen ganz durch, dann ist es ein Glücksfall, daß einer von ihnen den geworfenen Ball aufhängt und selber damit weiterspielt. Aber der verstorbene Astrophysiker Peter Kafka⁵ machte darauf aufmerksam, daß diese Methode der Verbreitung, wie ich sie hier praktiziere, sehr schnell, wenn die Zeit da ist, exponentiell wachsen kann. Zu den wenigen Auszeichnungen, die ich erhalten habe, gehört, daß ein Mensch wie Kafka, sich vor dem Sterben bei mir telefonisch verabschiedet hat. (Wir hatten uns in der Stadtbibliothek von Neustadt bei und nach einer Lesung von ihm kennengelernt.) TA

Nachtrag zu: Der Erfolg wird sichtbar

Unter der Überschrift „Auf der Suche nach dem ‚Bruttonationalglück‘“ meldet die Hannoverschen Allgemeine Zeitung vom 1. Dez. 2010 zur Einsetzung der Enquête-Kommission: „Da der Einsetzungsantrag die Unterschriften der Fraktionschefs von Union, FDP, SPD und die Grünen trägt, ist zu erwarten, dass sich eine Mehrheit finden wird und künftig 17 Parlamentarier über ‚Wege zu nachhaltigem Wirtschaften und gesellschaftlichem Fortschritt in der sozialen Marktwirtschaft‘ beraten werden. Am Ende, so lautet der Auftrag, soll ein ‚gemeinsamer Indikator‘ stehen, in den ökonomische, ökologische und soziale Faktoren eingehen.“ Ich weiß nicht recht, ob das als ein Zeichen der Hoffnung auf ein Wandel der An- und Einsichten auf Politikerebene gedeutet werden darf. TA

5 Siehe auch: <http://www.langelieder.de/kafka.html>